



Zsuzsa Breier

1989

Das Jahr beginnt

V&R

Zsusza Breier: 1989. Das Jahr beginnt



© 2024 Vandenhoeck & Ruprecht | Brill Deutschland GmbH
ISBN Print: 9783525302491 — ISBN E-Book: 9783647302492

Zsusza Breier: 1989. Das Jahr beginnt

Zsuzsa Breier: 1989. Das Jahr beginnt

Zsuzsa Breier

1989

Das Jahr beginnt

Vandenhoeck & Ruprecht

Zsusza Breier: 1989. Das Jahr beginnt

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung der
Bundesstiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind
im Internet über <https://dnb.de> abrufbar.

© 2024 Vandenhoeck & Ruprecht, Robert-Bosch-Breite 10, D-37079 Göttingen,
ein Imprint der Brill-Gruppe
(Koninklijke Brill NV, Leiden, Niederlande; Brill USA Inc., Boston MA, USA;
Brill Asia Pte Ltd, Singapore; Brill Deutschland GmbH, Paderborn, Deutschland;
Brill Österreich GmbH, Wien, Österreich)
Koninklijke Brill NV umfasst die Imprints Brill, Brill Nijhoff, Brill Schöningh,
Brill Fink, Brill mentis, Brill Wageningen Academic, Vandenhoeck & Ruprecht,
Böhlau und V&R unipress.

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen bedarf der vorherigen
schriftlichen Einwilligung des Verlages.

Umschlagabbildung: Zsusza Breier
Umschlaggestaltung: Guido Klütsch, Köln
Satz: textformart, Göttingen

Vandenhoeck & Ruprecht Verlage | www.vandenhoeck-ruprecht-verlage.com

ISBN 978-3-647-30249-2

© 2024 Vandenhoeck & Ruprecht | Brill Deutschland GmbH
ISBN Print: 9783525302491 — ISBN E-Book: 9783647302492

... *Tränen* sah ich niemals
so viele wie heuer
niemals so viele überwältigende Exemplare
auf den Wangen von Männern und Frauen
von Alt und Jung.
Wie sie beteten wie sie sangen
Psalmen und hymnische Verse
in die Perlenkette ihrer *Tränen* hätte ich
Lieder reihen können.

... soha ennyi *könnyet*
nem láttam még mint az idén
soha ennyi gyönyörű példányt
nők és férfiak
öregék és fiatalok arcán.
Dalokat fűzhettem volna *könnyek*
gyöngysorába ahogy énekeltek
ahogy imádkoztak zsoltárt
himnuszos fohászt.

Nagy Gáspár, Évkönny/Tränen-Jahrbuch (1989)

Dies ist die Chronik einer wahrhaften Zeitenwende, ein Epos unserer Zeit und ihrer Vorgeschichten, ein Hohelied auf Heldinnen und Helden des Glaubens an und Handelns für Humanität, ein Denkmal für alle die Opfer der Freiheitsliebe gegen den Terror der Diktaturen, darum auch ein Klagelied über Dogmatismus, Brutalität, Opportunismus, Feigheit und alle die Niedrigkeiten, die zu überwinden die ewige Aufgabe wahrer Menschlichkeit ist und bleibt.

Erhard Schütz

Inhalt

9	Editorische Anmerkungen
11	Vorwort von Adolf Muschg
15	Januar 1989 Träumereien und Leidenschaften
115	Februar 1989 Er war noch so jung
253	März 1989 Die Ausgrabung beginnt
449	Auswahlbibliographie
461	Danksagung
463	Personenregister

Zsusza Breier: 1989. Das Jahr beginnt

Editorische Anmerkungen

Übersetzungen aus dem Ungarischen ins Deutsche, wenn nicht anders angegeben, stammen von der Autorin.

Die Namen von Personen, für die laut Stasi-Unterlagen-Gesetz keine Veröffentlichungsgenehmigung vorliegt, sind durch eine freie Namensgebung der Autorin anonymisiert und nicht kursiv gesetzt.

Das Datum des letzten Zugriffs für die verlinkten Internetquellen, wenn nicht anders angegeben, ist 09.08.2023.

Zsusza Breier: 1989. Das Jahr beginnt

Vorwort von Adolf Muschg

Im Sommer 1989 öffnet Ungarn die Grenze zu Österreich, im Herbst fällt die Berliner Mauer – und damit die sowjetkommunistische Diktatur. Länder und Menschen im Ostblock werden frei. Wie es dazu gekommen ist, weiß man. Natürlich »weiß« man es. Nein, man weiß es eben nicht – und das gilt auch für diejenigen, die »dabei« gewesen sind. Wer die Stränge, die zur Ex- oder Implosion der »Wende« hinführten, nicht wirklich nachspüren kann, quasi-körperlich, der hat nur das Bild »danach« im Kopf (und die meisten, namentlich die Jüngeren, auch das nicht mehr); das Davor bleibt nachhaltig verschüttet. Und damit die Vorstellung, dass alles auch ganz anders hätte laufen können. Diese Vorstellung stellt die Autorin von »1989« sorgfältig, wie ein Restaurator wieder her. Sie lädt den Prozess rück-wirkend mit Spannung auf, mit Hilfe sorgsam ausgesuchter, meist ebenfalls vergessener Protagonisten und -innen. Damit wird die Gedächtnisarbeitsleistung, die dieses Buch leistet, eine literarische, als Dienst am kollektiven Erinnerungsvermögen. Und als solche anders anspruchsvoll: man wird dazu verführt, am Einzelnen (»Nachgetragenen«) mitzuleiden; an der sprechenden Einzelheit, an der alles hängt. An die Stelle der Faktensammlung (die man im Großen und Ganzen für geleistet halten kann) tritt ein anderes Interesse: dasjenige am Unwahrscheinlichen der soliden Realität, am Inkommensurablen (nach Goethe). Denn die Wahl der »Protagonisten« erfolgt auch nach dramaturgischen Gesichtspunkten, nicht nur nach historischen und politischen. Man wird in die nur scheinbar vollendeten Tatsachen hineingezogen und nimmt Teil, als ob es das erste Mal sei.

Diese Architektur des Nach-tragens scheint mir nicht nur ein glücklicher Einfall, der bisher (m.W.) gefehlt hat, sondern auch wohl gelungen: Das schreibende Subjekt braucht sich nicht zu verleugnen. Das Urteil der Autorin kommt ins Spiel und die Kamera mit ihrer Einstellung ist durch vielerlei Ironie exzelliert, die einerseits in der Struktur des Erzählens liegt, in der Zusammenstellung des Unwahrscheinlichen, Empörenden, Absurden. Sie macht aber auch vor der Erzählerin selbst nicht Halt und versöhnt mit manchem Besser-Wisserischen, denn mit persönlicher Erfahrung ist nicht zu rechten. Die Autorin ist eine Beteiligte, alles andere als neutral, selbst auch Partei – ainsi soit-il. An diesem bemerkenswerten Buch ist die Balance das Erstaunlichste, die trotz des großen Gewichts gelingt: sie liegt in wohlbemessenem und auch einmaligem Abstand zwischen dem erzählenden Subjekt und den erzählten

Objekten – nach beiden Seiten glaubwürdig und mit viel »Spiel«. Dieses Spiel, die Ironie und Selbstironie machen das Buch in vielerlei Hinsicht zu einem Solitär: glänzend geschrieben und an vielen Stellen tief ergreifend, ein würdiger Verwandter von Kempowskis Echolot.

Die Lektüre muss sich setzen, bevor der Leser dahinterkommt, dass das, was der Text chronographisch zu wünschen übriglässt, genau der Intention der Autorin entspricht. Der Schwerpunkt liegt nicht auf dem vielfach nacherzählten Mauerfall, nicht auf der von Genscher jubelnd ausgerufenen epochalen Ausreise der in der deutschen Botschaft in Prag versammelten Fluchtwilligen, nicht einmal auf der im Westen hoch angesehenen Rolle Gorbatschows. Das Gewicht der Erzählung liegt anderswo: es bleibt haften auf der Erinnerung an die Opfer, an die vielen und (auch) namenlosen Opfer, an ihr Leid und Leben. Das sind die Grassroots, die die Autorin beschäftigt. Und die tiefere Recherche geht noch unter das Gras, in die fast anonym gewordene Erde, unter der die Opfer von 1956 bestattet sind und deren Gebeine als Fundament für ein freies Ungarn erhalten müssen.

Man muss tief graben, bis man zum Kern der Sache kommt: zu der Vergewärtigung einer (persönlich erlebten) Zeit im Spiegel von (fremden) Archivfunden. Für die Autorin zählt die Zeit, die mit ihrer Lebensgeschichte am tiefsten verbunden ist, die Zeit in Ungarn im Spiegel einer deutsch-deutschen Parallelhandlung. Im Grunde verweilt sie bei der Möglichkeit ihres Herz- und Kernlandes Ungarn, frei zu sein. Dass 1989 ausgerechnet (unter anderem) jenem Viktor Orbán die Rolle zukam, den Mut zur Freiheit und Gerechtigkeit in die Herzen zu tragen, der heute (ausgerechnet) diese Begriffe sinn-entleert wenn nicht geradezu pervertiert, setzt dem leid- und hoffnungsvollen Ton der Erzählung eine bittere Note der Ent-Täuschung hinzu. Nicht von ungefähr endet die Geschichte mit der Hoffnung, die für den namenlosen Schmerz der Geschichte entschädigen muss: »verweile doch, du warst so schön«. Man kommt, als Leser, spät dahinter, dass diese scheinbare Chronik eigentlich als Klagelied und Wunschzettel verstanden sein muss und nicht zuletzt auch eine umfassend dokumentierte Passions-Geschichte der Autorin selbst ist: die Autobiographie einer Emigrantin, die – in der Vergangenheitsform – einer Rechtfertigung ihrer zurückgelassenen Heimat entgegenfiebert.

Die Stärke der Erzählung liegt in der Trauer-Arbeit: als recherche du temps perdu erregt sie größte Teilnahme für Ereignisse, die Außenstehende nicht kennen oder vergessen haben. Es ist eine besondere Pointe, dass sie die Ich-Form (bis auf wenige Spuren) ausspart. Aber dass es die Geschichte einer Kindheit und Jugend ist, einer Erfahrung, die nicht verloren gehen darf, zeigt sich in der Auswahl der Ereignisse, in der Intensität der Trauerfälle und in den Vorlieben, die dem Leser aus dem Westen oft fremd (wenn auch nachvollziehbar) vorkommen müssen.

Somit ist »1989« die persönliche Geschichte einer Emigrantin mit Ungarn und Deutschland, im Schutz eines historischen Narrativs erzählt. Ich lese es als Autobiographie und eine neue Art der Geschichtsschreibung, die dazu einlädt, in eine kaum zurückliegende und doch vielfach unbekannte, vergessene und durch Erinnerungsrituale verzerrte Zeit einzutauchen, um dort nach Antworten auf den Wechsel und die Wandlungen von Zeiten und Menschen zu suchen.

Zsusza Breier: 1989. Das Jahr beginnt

Januar 1989

Träumereien und Leidenschaften

Mit *Träumereien und Leidenschaften*, so kündigt das westdeutsche Fernsehen Hector Berlioz' *Symphonie fantastique an*, beginnt das Jahr 1989. *Glücksbringende* Musik folgt, live aus der Bonner Beethovenhalle, dann Sting, Udo Lindenberg, Dietrich Fischer-Dieskau, Paul Simon aus Afrika, zwischendurch eine Traumstunde mit Janosch, um dann zu dem Highlight zu kommen, zum Wiener Neujahrskonzert: *Für Freude und Optimismus im angehenden Jahr soll das Konzert sorgen*, laut Programmheft.

Freude und Optimismus, wer wollte sie nicht haben? Die Leidenschaft der Ungarn gilt in dieser Nacht aber nicht Berlioz und nicht Lindenberg, nicht einmal Paul Simon, dessen ungarische Wurzeln den Ungarn genauso unbekannt sein dürften wie das Schicksal von Simons Eltern, ihre Auswanderung nach Amerika. Horthys Numerus Clausus soll sie aus dem Land getrieben haben. Die Leidenschaft der seit Kriegsende hinter dem Eisernen Vorhang gefangenen Ungarn gilt diese Nacht ihrer Nationalhymne und all den damit verbundenen Träumereien. Punkt Mitternacht erheben sich die Menschen, fast überall im Lande, sie stimmen die Hymne an. Auch im Fernsehen erklingt sie, die Übertragung gehört zum Neujahrssitual. Rundfunkchor und Rundfunkorchester, im letzteren soll Paul Simons Vater vor dem Zweiten Weltkrieg gespielt haben, reihen sich am Heldenplatz auf, direkt vor dem Millenniumsdenkmal, das zum 1000-jährigen Jubiläum der ungarischen Landnahme errichtet wurde. In der Mitte des Platzes ragt Erzengel Gabriel in den Himmel, genauer gesagt seine 4,8 Meter hohe Bronzestatue. Gabriel steht auf einer 36 Meter hohen Säule, die Arme nach oben gestreckt, rechts hält er die Krone, links das apostolische Doppelkreuz. Denn Erzengel Gabriel soll nicht nur der Jungfrau Maria eine *frohe Botschaft* überbracht haben, wie es in der Bibel geschrieben steht, er soll später, im Jahr 1000, nochmals erschienen sein und Papst Silvester II. veranlasst haben, den Ungarn die heilige Krone zu schicken, denn das Land bekehrte sich zum Christentum.

Am Budapester Heldenplatz, wo 1877 Europas tiefster Thermalbrunnen gebohrt wurde, sollte ursprünglich nicht der biblische Erzengel, sondern eine Dame *Hungaria* in der Mitte stehen. Dass man sich dann doch für Gabriel entschied, für das Christliche und das Europäische, dass beide zusammen Hand in Hand mit dem *Ungarischen* das Land der Magyaren ausmachen sollten, diese Botschaft des Gabriel leuchtet, während Chor und Orchester die

Hymne spielen. Fast ereilte den Erzengel übrigens das gleiche Schicksal wie Donatellos David, der 1408 auf einem der Stützpfeiler der Kathedrale von Florenz aufgestellt werden sollte, am Ende aber heruntergeholt werden musste, denn der 191 Zentimeter große Marmor-David wirkte oben auf dem Pfeiler so klein, dass man seine Feinheiten kaum erkennen konnte. Erst Jahre später wurde er aufgestellt, ebenerdig, im Palazzo Vecchio. Als die Bronzestatue Gabriel um die Jahrhundertwende 1900 am Budapester Heldenplatz auf die schmale Säule gehoben wurde, lag es nicht an Gabriel, dass der Plan fast nicht aufging, sondern an der Säule, sie erzitterte mächtig, konnte glücklicherweise aber nachgebessert werden. Ein Rätsel bleibt allerdings, wie die mächtige Statue auf dem fragilen Pfeiler den Bombardierungen des 2. Weltkriegs entkam, nachdem zu seinen Füßen die anderen Figuren der Geschichts-Kolonade litten, allem voran die Habsburger: Maria Theresia, Franz Joseph und König Peter Leopold von Habsburg-Lothringen wurden von Bomben getroffen, während Gabriel unversehrt auf die verwüstete Stadt blickte. Was er sah, gab indes keinen Anlass für Freude oder Optimismus: die sieben stolzen Donau-Brücken waren allesamt in den Fluss gestürzt; Budapests Straßen waren von Schutt und Asche bedeckt.

Das Grauen war damit noch längst nicht vorbei. Gabriel musste auch nach dem Krieg zittern, denn die Partei plante den kompletten Abriss des Millenniums-Denkmal. Dass der Erzengel das Letzte war, was sie brauchen konnte, war ja nur konsequent. Das Christliche, das Europäische und das Ungarische, diese magyrische Dreifaltigkeit passte den kommunistischen Herrschern überhaupt nicht. Und sie kleckerten nicht, schließlich ging es um die Realisierung einer Utopie, und Utopien müssen groß gedacht werden. Kein anderes Wort hörte ich im kommunistischen Ungarn häufiger, als das Wort *Welterlösung*. *Alle Verhältnisse umwerfen, umstürzen, umwälzen*. Die Partei ging auch aufs Ganze und versuchte alles, was für die Ungarn lieb und wert war, auszulöschen, das alte Weltbild durch ein neues zu ersetzen. So sollten an die Stelle des Europäischen neue Vorbilder aus dem asiatischen Osten rücken, an die des Christlichen die kommunistische Utopie, an die des Ungarischen der *proletarische Internationalismus*. Gabriel sollte weg.

Dass seine Statue am Ende doch nicht eingeschmolzen wurde, kam einem Wunder gleich, ist letztlich aber schlicht dem Pragmatismus der ungarischen Genossen zu verdanken. Denn den Platz mit dem Erzengel fand die Partei am Ende zu mickrig für ihr eigenes Vorhaben; sie brauchte einen viel größeren Aufmarschplatz. Große Visionen brauchen viel Raum, dachte die Partei, und ließ unweit vom Denkmal einen monumentalen Platz für *das arbeitende Volk* errichten, dort konnte (und sollte) *die sozialistische Jugend* Genosse Rákosi ungehindert und uneingeschränkt loben. Jenen Rákosi, der sich bescheiden den *besten Schüler Stalins* nannte und darin auch uneingeschränkt Recht behalten hat, denn in knapp drei Jahren gelang es ihm, fast jeden zehnten

Ungarn wegen angeblichen staatsfeindlichen Aktivitäten anklagen, mehr als 40 Tausend Menschen internieren, Hunderte ermorden zu lassen, das Land in Angst und Schrecken zu versetzen. Auf den gigantischen Transparenten, die *die sozialistische Jugend* bei jenen Aufmärschen trug, stand wörtlich:

Wir danken der Partei und Genosse Rákosi für unsere glückliche und fröhliche Kindheit.

Für meine Eltern, auch wenn sie trotz widrigster Umstände, aber dank ihrer Eltern zweifellos eine glückliche und fröhliche Kindheit hatten, wäre Genosse Rákosi der Letzte, dem sie dafür hätten dankbar sein müssen.

Von Gabriel irritiert fühlte sich übrigens auch schon Ungarns erste Proletarierdiktatur, die rote Räterepublik. Sie währte zwar nur knappe 133 Tage, ihren Anspruch aufs Ganze stellte sie aber keinesfalls unter den Scheffel, sie ließ es vielmehr rot leuchten. Als sie am 1. Mai 1919 Budapest ganz in Rot verkleiden ließ, holte sie auch Gabriel von der Säule und wandelte die Säule in einen kommunistischen Obelisk um. Die Habsburgerstatuen wurden zerstört, die Säule rot umhüllt, statt Gabriel blickte nun der neue Prophet Marx auf die Stadt. Weil die Zeit für eine ordentliche Skulptur aber nicht gereicht hatte, wurde es auf die Schnelle lediglich ein Gipskopf, der aber dann wenigstens größer sein musste als die Figur des Erzengels. So kam es, dass einige Wochen lang oben auf der 36 Meter hohen Säule am Budapester Heldenplatz ein sieben Meter großer Gipskopf von Marx thronte.

Nach Kriegsende hatten Ungarns Kommunisten, die meisten aus dem sowjetischen Exil zurückgekehrt, wesentlich mehr Zeit zum Umsturz. Skulpturen und Kirchen wurden zerstört. Allein für den Aufmarschplatz musste das imposante *Budapester Theater* mitsamt der *Kirche Regnum Marianum* weichen. Die neue Macht brauchte neue Symbole. Die Botschaft ließ an Klarheit nichts zu wünschen übrig: An die Stelle der Kirche kam eine Stalin-Skulptur. Ungarns christliche Schutzheilige *Mutter Maria* sollte durch *Väterchen Stalin* abgelöst werden. *Stalin der Stählerne*, wie der Vater des *Großen Terrors* sich nannte, bekam eine stattliche, acht Meter hohe und sechseinhalb Tonnen schwere Bronzestatue. Auch mit dem Postament wurde geklotzt, es ragte zehn Meter in die Höhe. Ob der Parteiführung die gnadenlos durchgesetzte Idee der Gleichheit überhaupt noch in den Sinn kam, während sie aus ihrer überhöhten Loge heraus dem nicht ganz freiwillig vorbeimarschierenden (enteigneten) Volk gnädig zuwinkte? Auf jeden Fall sandte sie sogar mit der Materialbeschaffung ihre Botschaft: Für die Statue des *sowjetischen* Kommunistenführers wurden die Skulpturen der *ungarischen* Geschichts-Kolonnade eingeschmolzen.

Viel Stoff, viel Mühe. Nichtsdestotrotz schaffte es Stalin nicht, zum neuen Schutzheiligen Ungarns aufzurücken. Nicht weil er in seinen jungen Jahren im großen Stil Raubüberfälle beging und Schutzgelder erpresste, nicht weil

seinem *Großen Terror* auf dem Höhepunkt der politischen Säuberungen in den Jahren 1936–1938, mein Vater war gerade geboren, täglich um die 1000 Menschen zum Opfer fielen, nicht weil Millionen Menschen im Gulag, in der Haft, während und in Folge der großen Umsiedlungen, Deportationen, politischen Verfolgungen und Exekutionen starben. Wie viele Menschenleben Stalin genau zu verantwortet hat, darüber scheiden sich bis heute die Geister. Mögen Historiker und Politiker darüber streiten, ob die Zahl der Opfer der politischen Repressionen zwischen 1927–1953 etwa 40 Millionen betrug, wie der einstige Kommunist, ZK-Mitglied Roi Medwedew behauptet oder ob das Sowjet-Regime insgesamt 66,7 Millionen Todesopfer forderte, zu dieser Zahl kommt Solschenizyn – ins kollektive Gedächtnis der Menschen und der Völker, die unter Terror der großen Sowjetunion litten, sollten sich die Massentötungen, die Angst und die Verfolgung unwiderruflich eingepägt haben.

Niemand hätte in dieser Silvesternacht gedacht, dass es schon bald jemanden geben könnte, der dies Unwiderrufliche zu widerrufen versuchen werde; dass es ausgerechnet einem einstigen KGB-Mann gelingen werde, bald schon den Massenmörder Stalin zu rehabilitieren und zu glorifizieren; dass der 1989 in Leipzig stationierte (und gescheiterte) unscheinbare KGB-Agent Vladimir Putin – damals trug er den abfälligen Spitznamen *die Motte* – in etwa drei knappen Jahrzehnten Russland (wieder) zum Polizeistaat mit imperialem Gehebe verwandeln werde. Dass noch nicht einmal ein Jahrhundert nach dem *Großen Terror* in Russland Denunziation und (Gift)Mord genauso auf der Tagesordnung sein werden wie Kriege, ein Angriffskrieg ausgerechnet gegen die Ukraine – gegen die schon Stalin einen grausamen Krieg geführt und dort die Tötung von mehr als zehn Millionen Menschen zu verantworten hatte: In den Jahren 1932–1933 ließ er im *Holodomor*, wörtlich *Tötung durch Hunger*, täglich zehn bis 20 ukrainische Familien verhungern, wie Anne Applebaum im Roten Hunger nachgewiesen hat.

All das wissen die Menschen in dieser hoffnungsfrohen Silvesternacht hinter dem Eisernen Vorhang, schon gar nicht in diesen Details, übrigens auch jenseits des Eisernen Vorhangs kaum, obwohl dort der Nobelpreisträger Solschenizyn spätestens mit seinem Buch *Archipel Gulag* ausführliche Berichte über den sowjetkommunistischen Massenterror veröffentlicht hatte. Es gibt zwar Heimkehrer und Überlebende, im Ostblock aber schweigen sie, weil sie nur knapp dem Tod entkamen und unter Todesdrohungen zum Schweigen verpflichtet wurden. Auch Solschenizyn überlebte nur knapp das Rizinus-Gel aus der Gift-Küche des Kremls, von der KGB dem unliebsamen Nobelpreisträger verabreicht.

Trotz alledem, trotz all der verschwiegenen Fakten und Zahlen, all den Grausamkeiten und Brutalitäten, all den falschen Erzählungen gelingt es Genosse Stalin in Ungarn nicht, Herzen zu gewinnen: *Der Rote Zar*, noch so massiv gebaut, bleibt nicht lange auf seinem Podest stehen, schon im Herbst 1956

stürzen Aufständische die mächtige Figur. Ein Kraftakt muss das gewesen sein, am Ende blieben nur noch die gigantischen Stiefel *des Stählermen* auf dem Sockel.

Die Partei lernte daraus. Fast eine ganze Dekade verging, bis sie eine neue Skulptur an die Stelle des gestürzten Stalin zu setzen wagte. Stalin war da schon längst tot und aus der Mode. So wurde es eine Lenin-Statue, nur noch vier Meter groß, wirkte fast schon mickrig an der Stelle des einstigen Acht-Meter-Giganten.

Dass Lenin auch größer ging, zeigte fünf Jahre später SED-Chef Ulbricht, als er 1970 im Ostberliner Friedrichshain eine 19 Meter hohe Lenin-Statue einweihte. In der Silvesternacht zu 1989 steht Lenin zwar noch unverändert am Buda-pester Aufmarschplatz, doch niemand schert sich um ihn. Und was er hört, von direkt nebenan, unter den ausgebreiteten Flügeln des Erzengel Gabriel, wird ihn kaum erfreut haben: die mit besonderer Inbrunst vorgetragene ungarische Hymne. Auch landauf, landab sollen die gesungenen Verse der Hymne so viele Tränen hervorgehockt haben wie nie zuvor:

Gib dem Volk der Ungarn, Gott, / Frohsinn, Glück und Segen ... / Ihm, das lange Schmach ertrug, / Schenke wieder Freuden, / Denn es büßte hart genug / Schuld für alle Zeiten. (Ü. Bostroem, magyarulbabelben.net)

Der Fluss der Emotionen will gar nicht mehr aufhören, denn auf die Hymne – sie ist mehr ein sanftes Klagelied – folgt der *Szózat*, ein kämpferischer *Mahn-ruf* des Romantikers Mihály Vörösmarty, von Franzosen die *ungarische Mar-seillaise* genannt; entschlossen rezitiert ihn in dieser Nacht ein Schauspieler kurz nach Mitternacht:

Es kann nicht sein, dass so viel Blut / so ganz umsonst verrann, / ... Noch kommen wird und kommen muss / einst eine bessre Zeit ... (Ü. Leicht).

Ob Parteimitglied oder nicht, ob Gläubiger oder nicht, ob Unzufriedene oder nicht – das sind Worte, die alle gut finden.

Zu den Klängen der Nationalhymne wünschten sich in dieser Silvesternacht beinahe alle, dass die Nation endlich ein frohes Jahr haben sollte (Kis, J.: 1989: A víg esztendő, Beszélő Nr. 10, 1989/4),

sagt der Philosoph János Kis, einst gläubiger Marxist, von der Partei aber aus ihren Reihen geworfen, nachdem seinen Schriften *eine antimarxistische ideologisch-politische Plattform* attestiert wurde. Denn kritische Geister duldet die Partei nicht, auch nicht solche aus den eigenen Reihen. Dass genau dies sie bald schon zu Fall bringen wird, werden die mächtigen Genossen zu spät begreifen.

Hinter dem Eisernen Vorhang spielt das alles einstweilen kaum eine Rolle, weder die kritischen Geister im kommunistischen Ungarn noch der sehn-

suchtsvolle Seufzer eines ganzen Landes nach einer *bessren Zeit*, die *kommen wird*, weil sie *kommen muss*.

Denn eine bessere Zeit wünscht sich ja jeder, wer wollte sie nicht haben? Sogar Bundeskanzler Helmut Kohl wünscht den Bundesrepublikanern – aus dem Elend des Ostblocks heraus betrachtet dem glücklichsten Volk auf Erden – mehr *Freude*.

Wir brauchen mehr Freude in diesem Land,

sagt er wörtlich. Nicht an die *Schmach* der Ungarn, nicht an die *Unzufriedenen* in der DDR denkt seine Zuhörerschaft, nicht an die *195 Bürger*, die nach dem neuesten Stasi-Bericht *im Jahre 1988 ... die DDR über die Staatsgrenze... ungesetzlich* verließen, *... 50 % mehr, als im Jahr 1987*, nicht an die Tausenden von *Unzufriedenen*, denn laut Stasi-Bericht wurden *im gleichen Zeitraum ... vorbereitete und versuchte ungesetzliche Grenzübertritte von 2.312 (Vorjahr: 1.732) Bürgern der DDR verhindert. (BStU, MfS, ZAIG 8676, 18).*

Von Freude ist in der DDR nicht die Rede. Da wird keine Hymne gesungen, da ruft kein Regierungschef nach *mehr Freude*.

Am 2. Januar 1989 besetzen vier DDR-Bürger die Bonner Vertretung in Ostberlin, sie wollen ihre Ausreise erzwingen. Zeitgleich besetzen Ausreisewillige auch in Prag die Botschaft der Bundesrepublik. Das Jahr beginnt in Ostdeutschland auch mit anderen unerfreulichen Vorkommnissen, wie schon jedes Jahr und nicht erst seit dem Mauerbau, es beginnt mit Festnahmen:

Im Zeitraum vom 2. Januar bis 8. Januar 1989 erfolgte die Festnahme von insgesamt 83 Bürgern der DDR, davon

– 11 Festnahmen wegen Straftaten im Zusammenhang mit Versuchen die ständige Ausreise zu erreichen

– 72 Festnahmen wegen vorbereiteter bzw. versuchter ungesetzlicher Grenzübertritte. ...

... an den jeweiligen Sprechtagen (erfolgten) bisher 6.406 Vorsprachen von Bürgern der DDR bei den zuständigen Organen Inneres der Räte wegen Anliegen zur ständigen Ausreise für insgesamt 13.187 Personen ... (BStU, MfS, ZAIG 4590, 48, 62).

Der Ruf des Helmut Kohl nach mehr Freude wird in der Bundesrepublik zum Achtungserfolg: Es wird zum *Wort des Jahres* gekürt, denn es trifft offenbar einen Nerv. *Freude* wird eines der drängenden Themen des Jahres. Das Lied *Don't worry, be happy* wird gleich drei Grammys abräumen, das Buch *Sorge dich nicht, lebe*, wird lange Zeit auf der Bestseller-Liste ausharren, Elfriede Jelineks neuer Titel *Lust* wird zum Erfolgsbuch des Jahres. Glückslieder erobern die Charts auch in Ungarn, von ihrem neuen Lieblingssong mit dem schlichten Titel *Love* können die sonst eher für ihren Csárdás bekannten Magyaren nicht genug bekommen:

Hogy eltompuljon a fájdalom, / mosoly fakadjon az arcokon / Mondd: love, love, love ...// Um den Schmerz zu betäuben / Um Lächeln auf die Gesichter zu zaubern / Sag: Love, Love, Love.

Diese leichte Fröhlichkeit ist nicht nur im Osten noch ganz jung, sondern auch im Westen. Denn eigentlich entspringt selbst das *Freude-und-Optimus-bringende* Wiener Neujahrskonzert einem der dunkelsten Kapitel europäischer Geschichte. Daran, dass das erste Neujahrskonzert im Jahr 1939 *der Führer* persönlich eröffnete, dass es dem *Kriegswinterhilfswerk* gewidmet war, denkt in dieser Silvesternacht kaum noch jemand. Auch 1941 wurde das Konzert der NS-Gemeinschaft *Kraft durch Freude* gewidmet. Und genau das, die Freude, ist den Europäern während und nach dem Leid durch den Krieg, nach dem Verbrechen des Holocausts, verloren gegangen. Brecht dichtete:

Was sind das für Zeiten, wo / Ein Gespräch über Bäume fast ein Verbrechen ist / Weil es ein Schweigen über so viele Untaten einschließt!

Es dauerte lange, bis es wieder möglich – und dann auch wieder nötig – wurde, über Bäume zu sprechen und sich nun auch in Deutschland mehr Freude zu wünschen.

Das Fernsehprogramm der Bundesrepublik fokussiert sich zu diesem Jahreswechsel auf die Heimat, und noch viel mehr auf die weite Welt: Auf *Sissi* und *Geschichten aus der Heimat* folgen *Tango aus Argentinien*, *Unterhaltsames aus Madrid*, *Unterwegs in Texas*, *Bilder aus Paris* und *Jenseits von Afrika*. Die Bundesbürger lieben die Ferne. Ihre Reiselust war schon kurz nach dem Kriegsgräuel wiedererwacht: In den 50ern ging es nach *Bella Italia*, mit Ravioli und in Caprihose, seit den 80ern pilgern Millionen Deutsche nach Mallorca, allein im Jahr 1989 entspannen mehr als zehn Millionen Bundesrepublikaner auf der Sonneninsel.

Um Weltoffenheit bemüht sich auch das DDR-Fernsehprogramm. Von Mallorca und *Bella Italia* können die Bürger des Landes aber höchstens träumen – und das tun sie auch. Äußerst taktvoll von den Programmgestaltern des DDR-Fernsehens, dass sie keine Bilder aus dem für DDR-Bürger nicht zugänglichen Teil der Welt senden. Dafür senden sie aus Kuba *Lieber Pablo*, einen Film mit dem Liedermacher Pablo Milanez, der nicht nur Kubaner ist, sondern auch auf festem ideologischem Boden steht. Legendär die Szene, wie das Aushängeschild von Kubas kommunistischer Partei von einer Tournee zurück am Flughafen Havanna höchstpersönlich von Staats- und Regierungschef Fidel Castro in Empfang genommen wurde. Im kommunistischen Ostblock muss man nämlich nicht nur singen können, wenn man Liedermacher werden will.

Auf *Lieber Pablo* folgt ein sowjetischer *Dokumentarfilm über den Nordpol*, dann *Bergsteigen in der Sächsischen Schweiz*, und am Abend doch auch noch

ein Film aus dem Westen, aber einer, der ideologisch unverdächtig ist: lustige Schlägereien mit Bud Spencer und Terence Hill. Hau-drauf-Komödien schaut nämlich auch Staatsratsvorsitzender Erich Honecker gerne. Zudem gehört Terence Hill nicht nur zu den Besten des Genres, er hat auch eine deutsche Mutter und verbrachte seine Kindheit im sächsischen Lommatzsch – damals noch unter dem Namen Mario Girotti. Der einstige Sachse, der als Italiener weltberühmt wurde, wird allerdings erst Jahre später auf seine sächsischen Wurzeln Wert legen. Das Italienische zieht in das Programm auch durch den jungen Placido Domingo ein, der eine ideologisch einwandfreie Rolle singt, nämlich die des *Othello*, der Kampf gegen Rassismus gehört in dem SED-Staat zu den Grundfesten – in der offiziellen Rhetorik, nicht ganz so im täglichen Leben: Etliche der knapp 94.000 *ausländischen Werk tätigen* in der DDR, *Vertragsarbeiter* aus Angola, Kuba, Mosambik oder Vietnam, erleben massiven Alltagsrassismus, manche mit tödlichen Folgen, wie Historiker erst später herausfinden werden, unter den Tausenden Opfern von rassistisch motivierten Angriffen kamen mindestens zehn ums Leben. Zum Schluss, nach dem kleinen italienischen Abenteuer, stellt das DDR-Silvesterprogramm mit einem kubanischen Film die Ordnung wieder her.

Am ersten Tag des Jahres 1989 gibt es zwei gemeinsame Sendungen auf beiden Seiten von Grenze und Mauer, die die Deutschen seit dem 13. August 1961 teilen: das *Neujahrskonzert aus Wien* und das *Neujahrsskispringen aus Garmisch*, beide werden live übertragen in der Bundesrepublik und in der DDR.

Das Wiener Neujahrskonzert wird auch in Ungarn gezeigt, dort lässt es die Herzen besonders hochschlagen. Nicht nur, weil der legendäre Dirigent Carlos Kleiber das Konzert zu einer *Sternstunde des Walzers* macht, laut der Kritik, sondern weil Kleiber auch das sonst nur selten gespielte Johann Strauss-*Opus-332* erklingen lässt:

Éljen a magyar! (Lang lebe der Ungar!)

– die Schnellpolka, die der Walzerkönig *der edlen ungarischen Nation* widmete. Kleibers Taktstock schwingt wie von allein:

So schön, so wunderbar weich, hauchzart-fein nuanciert bis aufs i-Tüpfelchen und hochgespannt-nervig,

schwärmt die Kritik. Dann lässt der Dirigent den Taktstock fallen, nur noch sein Körper dirigiert, zum Schluss nur noch seine Augen, und doch führt er den Takt, mit einer Zurückhaltung, in der die Explosion bereits lauert. Und sie kommt, wie der Sturm am See, leidenschaftlich flutend, bis zum Höhepunkt des Satzes *Lang lebe der Ungar!*, und das Publikum feiert mit frenetischem Beifall, es feiert die Musik, feiert Kleiber und feiert *die edle ungarische Nation*, die unweit von Wien, gefangen noch im kommunistischen Ostblock, gerade wieder besonderen Mut zeigt.

Die Nachbarschaft zwischen Österreichern und Ungarn war freilich nicht immer nur gut. Als Strauss 1869 die Polka schrieb, galt sein Ungarn bejubelndes Stück am Wiener Hof als äußerst heikel. Nicht ohne Stolz meldete Strauss nach der Wiener Premiere im Jahr 1870 an seinen Verleger: *Gestern wagte ich, die ungarische Polka auf dem Hofball zu spielen*. Ein Jahr zuvor wurde das Stück in Pest uraufgeführt, es in der Kaiserhauptstadt zu spielen galt aber als Provokation, zitierte es doch unverkennbar das berühmte Freiheitslied der Ungarn, den *Rákóczi-Marsch*, dem Fürsten Ferenc Rákóczi gewidmet, dem Anführer des größten Aufstandes ungarischer Adelige gegen die Habsburger. Aber genau deshalb, wegen dieses Rebellischen, feiert jetzt, zu Jahresbeginn 1989 das Wiener Publikum ausgerechnet diese Ungarn-Polka so frenetisch. Die Magyaren befinden sich gerade (und schon wieder) in einem Freiheitskampf, sie rebellieren aber diesmal nicht gegen die Habsburger, die Habsburgermonarchie gibt es ja längst nicht mehr. Die Wiener dürfen mit Sympathie und Empathie auf die *mutigen Magyaren* schauen, die sich diesmal vom sowjetkommunistischen Joch befreien wollen.

Für die Deutschen wird es 1989 schwierig (Zeit 1/89),

verkündet die bundesrepublikanische Wochenzeitung Die Zeit. Sie meint nicht die DDR-Deutschen – das Jahr 1989 soll für die Westdeutschen schwierig werden. Denn sie ringen auch noch *40 Jahre danach* mit der Frage, wie das passieren konnte, im Land der Dichter und Denker, im Land von Goethe, Schiller, Kant, Lessing, Bach und Beethoven. Die Überschrift zum anstehenden Jubiläumsjahr *40 Jahre Bundesrepublik* fällt zurückhaltend aus, von Jubelstimmung kann nicht die Rede sein: *Im 40. Jahr ihres Bestehens sucht die Bundesrepublik nach Normalität*. Der Grund dafür: Das nationalsozialistische Verbrechen, dessen Ende die Gründung der Bundesrepublik erst ermöglichte, überschattete den Erfolg der zurückliegenden vier Dekaden demokratischer Entwicklung:

Fünfzigster Gedenktag oder vierzigster Geburtstag: Darin ist die ganze Ambivalenz des Jahres 1989 enthalten. Wenn die Bundesrepublik sich vierzig Jahre nach ihrer Gründung feiert, zitiert das europäische Ausland eine ganz andere deutsche Chronologie. (ebd.)

Auch das andere westdeutsche *Leitmedium*, das Nachrichtenmagazin Der Spiegel sieht keinen Anlass zum Feiern und entscheidet sich für ein anderes, unverdächtiges Jubiläum. Der Gründer und Herausgeber Rudolf Augstein nimmt sich der Französischen Revolution persönlich an und startet in der ersten Spiegel-Ausgabe des Jahres 1989 eine monumentale Artikelserie zu der Zweihundertjahrfeier 1789–1989. Dem Freiheitskampf der Franzosen gedenkt Augstein in aller Ausführlichkeit gerecht zu werden: Bereits der erste Teil, *Vom Freiheitsrausch bis Waterloo* überschrieben, umfasst ganze 14 Seiten.

Und das ist nur der Anfang, in den nächsten sieben Ausgaben folgen weitere detaillierte Schilderungen.

Jeder osteuropäische Freiheitskämpfer, jeder DDR-Fluchtwillige – ob schon in Haft, in der Planung oder bereits auf der Flucht –, jeder politische Gefangene in den Gefängnissen des Ostblocks – viele davon mehr Folterkammer als Haftanstalten –, all die *Unzufriedenen mit den gesellschaftlichen Verhältnissen* drüben, jenseits des Eisernen Vorhangs, wünschten sich wenigstens einen Bruchteil dieser Aufmerksamkeit.

Dem Spiegel aber geht es nicht um jene Trinität der Französischen Revolution, die Osteuropas Freiheitskämpfer schon seit bald vierzig Jahren, aber gerade wieder mit besonderer Inbrunst heraufbeschwören, nicht um die Trinität von *Liberté, Égalité und Fraternité* – das meinungsstarke bundesrepublikanische Magazin blickt gen Westen: Das erste Spiegel-Titelblatt des Jahres 1989 zieren die drei aufgespießten Köpfe von Ludwig XVI, Danton und Robespierre.

Die bundesrepublikanische Fokussierung auf die Französische Revolution empfindet auch Walter Kempowski als übertrieben, der Schriftsteller, der sich als *der literarische Chronist der Deutschen und ihrer Geschichte* einen Namen machte. Er notiert in sein Tagebuch:

Im Radio war eine Collage über die Französische Revolution zu hören. Damit werden wir nun das ganze Jahr gefüttert werden. Ich schaltete mich mehrmals ein, legte dann aber doch Mozart auf, den ich dann allerdings auch nicht mehr hören mochte. Zu abgenudelt. (Kempowski: 2001, 19)

Denn sehr wohl gibt es inzwischen in der Bundesrepublik eine *Normalität*: Mallorca ist Normalität, auch der Mercedes und der VW Golf, der Wohlstand und der Wohlfahrtsstaat – die Ergebnisse des freien Marktes lassen sich sehen. Denn erst dadurch wurde auch eine politische Stabilität zur Normalität, die Ende der 60er Jahre zwar durch eine erste Rezession erschüttert wurde, auch durch die anschließenden Krisen, durch Aufruhr und Proteste, die sexuelle Revolution und den Streit um die Atomkraft; und der Deutsche Herbst, der Terror der *Roten Armee Fraktion* (RAF) drohte sogar die Bundesrepublik zu zerreißen. Die Ordnung der Bundesrepublik bewährte sich trotz alledem als stabil. Zum Jahresbeginn 1989 konnte zwar der letzte RAF-Anschlag, der noch im Herbst 1988 erfolgt war, *alte Ängste* hervorrufen, *Ängste vor einer fast vergessenen Terrorgruppe: der »Roten Armee Fraktion« (RAF), die in ihren Mord- und Raubzügen binnen 18 Jahren an die 30 Menschen umgebracht hat*, laut Spiegel (39/88). Und doch sei das alles schon wieder fast vergessen, denn die Bundesrepublikaner können sich zu diesem Jahresbeginn über steigende Einkünfte und eine historisch hohe Rentenprognose freuen sich, laut Spiegel sogar auf eine zunehmend entspannte weltpolitische Lage freuen, denn:

... seit dem Amtsantritt von Generalsekretär Michail Gorbatschow nimmt die Angst vor einer sowjetischen Bedrohung rapide ab, der Wehrwille unter den jungen Leuten sinkt. (»Wir sind doch nicht im Krieg«, *spiegel.de*, 01.01.89, 1/89)

Wie sich die jungen Leute irren, wie sich der Spiegel irrt, bezüglich der schwindenden sowjetischen Drohung und der Entspannung der weltpolitischen Lage, wird der Welt schon in knapp einem Vierteljahrhundert, 2014, spätestens aber 2021 in aller Brutalität vorgeführt.

Jenseits der Grenze bereitet sich die *Sozialistische Einheitspartei Deutschlands (SED)* mit weniger Skrupel auf das 40-jährige Jubiläum vor, von der geplanten großen Macht- und Kraftdemonstration kann sie nichts abbringen, nicht die Fluchtwelle, nicht der anstehende 50. Gedenktag des Holocaust. Nicht dass der SED-Staat des nationalsozialistischen Verbrechens nicht gedenken würde: *Antifaschismus* ist in der DDR Staatsdoktrin, und der Kampf gegen den *Faschismus* auch noch 44 Jahre danach allgegenwärtig. Denn in der Auffassung der SED droht auch noch im Jahr 1989 eine *faschistische Gefahr*, aus der Bundesrepublik und aus dem *kapitalistischen Ausland*. Hinzu kommt, dass auch *Faschisten* in der DDR bekämpft werden müssen – als solche gelten im kommunistischen Ostblock all die *Feinde des Sozialismus*. Um diese *faschistischen Gefahren* zu bannen, um die DDR-Bevölkerung vor den ausländischen Kapitalisten und Faschisten zu *schützen* (es gab DDR-Forscher, die den Faschismus als *Resultat* und *Endstufe des Kapitalismus* definierten), baute der SED-Staat eine *Schutzmauer*, eine Grenzanlage mit streng bewachten Zäunen, Sperrzonen, Schutzstreifen und Kontrollstreifen. Diese innerdeutsche Grenze, am Ende ist sie 1.400 Kilometer lang, bot offenbar nicht genug Schutz, die Fluchten aus der sozialistischen DDR in die kapitalistisch-faschistische Bundesrepublik wollten nicht aufhören, so vervollkommnete die Partei den Schutz gegen *Faschisten, Kapitalisten* und *Imperialisten* und baute auch noch die *Berliner Mauer*.

Sie steht noch immer, schon seit 28 Jahren, sie heißt noch immer der *antifaschistische Schutzwall*, und der SED-Staat demonstriert noch immer, immer wieder, wie ernst es ihm ist mit dem *Schutz* seiner Bürger. An Grenze und Mauer gilt der Schießbefehl, *streng geheim*, wie so vieles anderes im kommunistischen Ostblock. Von diesem offiziell stets abgestrittenen Schießbefehl wird auch Gebrauch gemacht, auch noch im Jahr 1989, *streng geheim*.

Als im Neujahrskonzert der berühmteste Walzer aller Zeiten erklingt, das *Opus 314*, bekannt als der *Donauwalzer*, lässt meine Mutter die Kochkelle fallen, sie dreht in der Küche mit Vater eine Runde. Die beiden können das gut, obwohl sie nur selten tanzen, eigentlich nur bei Hochzeiten, im realsozialistischen Ungarn bleibt die Lebensfreude eine private Angelegenheit. Dass im *kapitalistischen Ausland* sogar an Parteitag getanzt wird, gehört